

Seite 4
ver
filmt

Seite 7
ver
rechnet

Seite 10
ver
wirk
wörtlicht

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut

7. Jahrgang 2004
Heft 1

KALONYMOS

Kaschau war eine *europäische* Stadt

Hoffnungen auf entgrenzte Erinnerung
mit der Städtepartnerschaft von Wuppertal und Košice

Michael Okroy

Die Deportation der ungarischen Juden vor sechzig Jahren schreibt eines der schrecklichsten und ist zugleich eines der wenig bekannten Kapitel des Zweiten Weltkriegs und der europäischen Geschichte. Unmittelbar nach der Besetzung Ungarns durch deutsche Truppen im März 1944 machte sich ein von Adolf Eichmann geleitetes Sondereinsatzkommando der Sicherheitspolizei und des SD daran, in enger Kooperation mit den ungarischen Behörden ein Programm zur „vollständigen Entjudung“ des Landes auszuarbeiten. Innerhalb von nur neun Wochen, von Mitte Mai bis Anfang Juli 1944, wurden rund 430.000 Juden aus Ungarn und den von Ungarn annektierten Gebieten der Slowakei und Siebenbürgens in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert und die meisten sofort in den Gaskammern ermordet. Etwa ein Viertel der Deportierten musste Zwangsarbeit, unter anderem in der Rüstungsindustrie, verrichten. Mehrere tausend ungarische Juden starben bei den sogenannten Todesmärschen gegen Ende des Krieges. Andere fielen dem brutalen Terror der seit Oktober 1944 an die Macht gekommenen ungarisch-faschistischen Pfeilkreuzler-Partei, vor allem in Budapest, zum Opfer.

Nahezu sämtliche Bilddokumente, die die Selektion an der Rampe, die Einweisung ins Lager und die Ermordung von Juden in Birkenau bezeugen und die, in unzähligen Publikationen überliefert, zu „Ikonen der Vernichtung“ geworden sind und unser Bild von Auschwitz geprägt haben, sind zu jener Zeit, im Mai und Juni 1944, entstanden. Der Mord aber an den ungarischen Juden spielt in der öffentlichen Erinnerung an die Shoah eine eher marginale Rolle. In besonderer Weise gilt dieses Wissens- und Wahrnehmungsdefizit für die EU-

Neumitglieder Ungarn und die Slowakei, wo große Teile der Bevölkerung bislang nur wenig darüber wissen (wollen) und in denen die politische und zivilgesellschaftliche Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus erst vor wenigen Jahren begonnen hat. Diese „Geschichtsvergessenheit“ hat vor allem zwei Gründe: Sie ist einerseits die Folge einer die jüdische Geschichte und den Mord an den Juden tabuisierenden Vergangenheitspolitik der einst kommunistischen Staaten. Ein anderes, tiefer reichendes Motiv für diese Verweigerung ist die verdrängte Kollaboration mit Nazi-Deutschland während des Krieges. So machte etwa in Ungarn die gemeinsam mit den dortigen Behörden organisierte Beraubung und Deportation der Juden 1944 zahllose ungarische Bürger und viele

Die 1927 errichtete neologische Kuppel-Synagoge beherbergt heute als „Haus der Kunst“ die Slowakische Staatsphilharmonie. Der Vorbau stammt aus den 1950er Jahren



der in den von Ungarn annektierten Gebieten lebenden Slowaken zu Profiteuren der NS-Rassenpolitik und begünstigte nach 1945 den zunächst latenten, seit 1989 wieder unverblümt geäußerten Antisemitismus. Seine Aktualität wurde jüngst wieder greifbar, als über hundert der bekanntesten ungarischen Autoren, darunter Péter Esterházy, Peter Nadas, György Dalos und László Földényi, den nationalen Schriftstellerverband wegen judenhasserischer Äußerungen seines Vorstands aus Protest verließen.

Seit dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten wächst die Bereitschaft, die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und die Shoah als eine gemeinsame, nationenübergreifende Angelegenheit zu verstehen und als notwendiges Fundament des versöhnten Europas anzusehen. Mit der EU-Erweiterung im Mai 2004 erfährt dieses kollektive Gedächtnis nun eine spezifische „Osteuropäisierung“ – auch wenn, wie erst kürzlich die frühere Präsidentin des EU-Parlaments, Simone Veil, in ihrer Ansprache im Deutschen Bundestag zum Gedenktag für die NS-Opfer anmerkte, in einigen der Beitrittsländer die Shoah noch nicht ausreichend anerkannt und als eine gemeinsame Geschichte wahrgenommen wird. Gleichwohl rücken jetzt verstärkt jene Regionen Ost- und Ostmitteleuropas in den Blick, in denen der Genozid an den Juden geschah und die Ermordeten Spuren hinterlassen haben. Dies alles wird Fragen aufwerfen: nach dem bedeutenden jüdischen Erbe in diesen Ländern und wie damit heute umgegangen wird, nach Geschichte und Gegenwart von Antisemitismus und Rassismus und nicht zuletzt auch nach der Kollaboration, über die noch kaum eine selbstkritische Auseinandersetzung stattgefunden hat. Zugleich wird mit der EU-Erweiterung aber auch eine historische Utopie heraufbeschworen, der durch die Neuord-

nung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg der Boden entzogen schien: die Utopie eines Europa der Völkervielfalt.

Wie in einem Brennpunkt lassen sich all diese miteinander verbundenen Aspekte am Beispiel der ostslowakischen Stadt Košice vor Augen führen. Das im 13. Jh. von deutschen Siedlern mitgegründete einstige Kaschau ist mit rund 250.000 Einwohnern nach Bratislava die zweitgrößte Stadt der Slowakischen Republik. Insgesamt neun Minderheiten leben immer noch dort, u.a. Polen, Karpantendeutsche, Ukrainer, Juden und – als zahlenmäßig stärkste – Ungarn und Roma. Vor allem die Nichtintegration der Roma stellt eine große Herausforderung kommunaler und staatlicher Politik in der Ostslowakei dar und sie hat erst kürzlich der Region im Zusammenhang staatlicher Sozialdisziplinierung negative Schlagzeilen eingebracht.

Die reiche Geschichte von Košice ist stets auch eine ihrer Minderheiten, denn es gibt wohl keine Region in Europa, in der so viele Völker unterschiedlicher Religion, Kultur und Sprache über Jahrhunderte hinweg weitgehend friedlich miteinander gelebt haben wie im Osten der Slowakei. Slowaken, Tschechen, Ungarn, Deutsche, Ruthenen, Juden und Roma prägten die Region des einstigen „Ober-Ungarn“ und lebten dort etwas wie die, wenngleich fragile, Idee eines Europa der Vielfalt in gegenseitiger Achtung und Anerkennung. Juden spielten bei der Entstehung und Verbreitung des Ideals vom Bundesstaat der Völker in Mitteleuropa eine bedeutende Rolle. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich das seinerzeit ungarisch dominierte Kaschau (ungar. Kassa) mit seiner großen jüdischen Gemeinde nicht nur zur Metropole dieser von den Habsburgern beherrschten Region, sondern wurde



auch zur Wiege der bürgerlich-selbstbewussten Stadtkultur im gesamten Königreich Ungarn. Sándor Márai, 1900 dort geboren, vor wenigen Jahren international als Autor und Weltbürger wiederentdeckt, notiert in seinen Erinnerungen: „*Kaschau war eine ‚europäische‘ Stadt.*“ Die in den 1990er Jahren aufwändig und liebevoll restaurierte Košicer Altstadt gibt eindrucksvoll Zeugnis von dieser Geschichte. Die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik hat diese Traditionen brutal zerstört. Nahezu alle der in dieser Region heimischen Juden wurden zwischen 1942 und 1944 mit Hilfe der mit Deutschland kollaborierenden Regierungen der Slowakei und Ungarns in deutsche Vernichtungslager deportiert und ermordet. Kaschau, das seit 1919 zur neugegründeten Tschechoslowakei gehörte und seitdem Košice hieß, wurde 1938 infolge des Münchener Abkommens mit anderen Gebieten der Süd- und Ostslowakei von Ungarn annektiert und in Kassa umbenannt. Bis zur Besetzung Ungarns im März 1944 lebten dort mehr als 12.000 Juden, die das gesamte Spektrum jüdischer Glaubens- und Lebenswelten widerspiegeln: Orthodoxe und Neologen, d.h. reformorientierte Juden, Arme und Reiche, Bildungs- und Besitzbürger, Proletarier und politische Intellektuelle. Drei große Synagogen gab es in der Stadt, zahlreiche Betstuben und eine gut organisierte Infrastruktur aus Bildungs-, Kultur- und Wohlfahrtseinrichtungen. Zwar beschränkte die an Deutschland orientierte antijüdische Gesetzgebung Ungarns auch die Juden von Košice/Kassa erheblich in ihren beruflichen, ökonomischen und sonstigen Freiheiten, aber bis zur deutschen Besetzung Ungarns wussten sie sich wenigstens hinsichtlich ihrer körperlichen Unversehrtheit in relativer Sicherheit.

Zwischen Mitte Mai und Anfang Juni 1944 wurde die jüdische Gemeinde der Stadt vernichtet. Neben den Košicer Juden wurden weitere rund 3000 Juden aus dem Umland nach Auschwitz-Birkenau deportiert und die meisten sofort ermordet. Da Košice seit seiner Annexion durch Ungarn an der Grenze zur autonomen Slowakei lag und zudem ein wichtiger Bahnknotenpunkt war, bestimmten die Deutschen und die ungarischen Behörden die Stadt zum zentralen „Umschlagplatz“ fast sämtlicher Deportationstransporte aus Ungarn. Mehr als 130 der über 145 Transporte mit über 380.000 Juden wurden über den Bahnhof Košice „abgefertigt“ und dort von den ungarischen an deutsche

Dienststellen zur Weiterfahrt nach Auschwitz übergeben. Vor den Deportationen stand die Konzentration der jüdischen Bevölkerung in städtischen Ghettos, die in Košice bereits Anfang April 1944 gemeinsam mit den örtlichen Behörden durchgeführt und von anderen Städten als vorbildlich übernommen wurde. Im von ungarischer Gendarmerie bewachten Ghetto, einem alten Ziegeleigelände am Stadtrand, lebten unter unwürdigen Verhältnissen zeitweise bis zu 15.000 Menschen. Die Reaktionen der nichtjüdischen Bevölkerung auf die Ghettoisierung und die Deportationen waren unterschiedlich. Etliche Ungarn missbilligten den Abtransport der Juden und halfen geflohenen oder untergetauchten Juden, vor allem Kindern; die große Mehrheit jedoch reagierte mit Gleichgültigkeit oder offener Zustimmung. In vielen Fällen kam es – so die „Stimmungs- und Lageberichte“ des Deutschen Konsulats in Košice – zu schamlosen Plünderungen durch die Zivilbevölkerung an der von den Deportierten zurückgelassenen Habe. Neben diesen eher unkontrolliert ablaufenden Bereicherungsaktionen gab es eine von den ungarischen Behörden planvoll organisierte „Umverteilung“ der Wohnungen, Güter und Immobilien von Juden. Sie deklarierte gleichsam den Raub und die Deportationen zynischerweise als eine Form staatlicher „Sozialpolitik“ zugunsten der ärmeren und benachteiligten nichtjüdischen Bevölkerung.

Die wenigen überlebenden Juden, die nach 1945 in das wieder tschechoslowakische Košice zurückkehrten und nach den Auswanderungswellen von 1948 und 1968 im Land geblieben sind, waren als jüdische Minderheit in der ČSR einem enormen Anpassungsdruck ausgesetzt. Öffentliches Gedenken an die Shoah oder an die jüdische Geschichte der Stadt, deren bauliche Zeugnisse verfielen oder zweckentfremdet wurden, blieb außerhalb der jüdischen Gemeinde selbst tabu. Offiziell gedachte man der ermordeten Juden nur dann, wenn diese zugleich im kommunistischen Wi-

Thora-Schrein in der baufälligen, ehemals orthodoxen Košicer Synagoge von 1881



derstand aktiv gewesen und als „antifaschistische Helden“ instrumentalisiert werden konnten. Erst der Zerfall der kommunistischen Staaten machte es möglich, über diese lange verdrängten Themen einer Deutschland, Ungarn und die Slowakei schmerzvoll verbindenden Geschichte öffentlich zu diskutieren und Formen einer gemeinsamen Erinnerung zu entwickeln. Für Košice wurde dies durch seine seit 1980 existierende Städtepartnerschaft mit Wuppertal (NRW) gefördert. 1995 initiierte die Gedenk- und Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal erste Nachforschungen und knüpfte Kontakte zum Magistrat der Stadt und zur jüdischen Gemeinde in Košice. Mit Hilfe des damaligen Rabbiners und von Gemeindemitgliedern begab man sich auf Spurensuche, dokumentierte das einst prächtige, baulich zum Teil stark verfallene sichtbare jüdische Erbe, sprach mit Überlebenden der Shoah und trug Dokumente zur Geschichte der Juden von Košice, einschließlich ihrer Deportation und Vernichtung, zusammen. Unterstützung fand das städtepartnerschaftliche Erinnerungsprojekt durch den damaligen Košicer Primator (Oberbürgermeister) Rudolf Schuster, der von 1999 bis April 2004 als Staatspräsident der Slowakei amtierte. Zum 60. Jahrestag des Kriegsendes im kommenden Jahr wird derzeit von der Wuppertaler Gedenkstätte in Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde und

der Stadt Košice eine Publikation erarbeitet: ein Reise- und Lesebuch, das die wichtigsten Informationen zur jüdischen Geschichte der ostslowakischen Metropole anschaulich zusammenfassen wird. Stationen dieses Führers durch das jüdische Košice sind Synagogen, Friedhöfe, Wohnhäuser, heutige Gemeindeeinrichtungen, aber auch jene Orte, an denen die Entrechtung und Deportation der Juden zu erinnern ist: Ghetto, Dienststellen von SS und ungarischer Gendarmerie, der Bahnhof. Das Buch wird in englischer, deutscher und slowakischer Sprache erscheinen. Mit seiner auf anschaulichem Lernen basierende Vermittlungsform möchte es einen nachhaltigen Beitrag zur Erinnerung an die Toten und die Überlebenden der Shoah anbieten und durch historische Information und Aufklärung den sich in den EU-Beitrittsländern offener und selbstbewusst artikulierenden antisemitischen Ressentiments entgegenwirken. Auf dass Košice wieder eine „europäische Stadt“ werde.

Michael Okroy, Studium der Literatur- und Sozialwissenschaften Bergische Universität Wuppertal (M.A.), 1994–2000 wiss. Mitarbeiter Landtag NRW; Dokumentation, Recherche und Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte. Fotos: Ulrike Schrader (S. 3), Alexander Jiroušek (S. 1) sowie aus: Pinkas Hakehillot. Selected Excerpts. Jerusalem 1963 (S. 2).

„The Passion of the Christ“

Hans Hermann Henrix

Die internationale Kontroverse um den Kassenschlager „Die Passion Christi“ von Mel Gibson hat auch die deutsche allgemeine, jüdische und kirchliche Öffentlichkeit erreicht. Die Kontroverse begann weit im Vorfeld und es ist wichtig, dass sie nicht zur Ruhe kommt.

Was hängt einem Christen und Theologen nach der Erfahrung dieses Films nach? Es ist wohl ein überschätzter Film. Er „passt“ eher in spätmittelalterlich-barocke Frömmigkeit als ins Heute des christlichen Glaubens. Stärken wird man nicht leugnen, aber man kann sie nicht ohne Einschränkungen wertschätzen. Um mit dem Positiven zu beginnen: Was anrührt, sind die leisen Motive. Die drastische Dramatik von Geißelung und Kreuzi-

gung hingegen mutet den Kinobesuchern viel zu, zu viel. Im Spiegel der teilnehmenden Frauen Maria und Maria Magdalena berührt das Leiden Jesu eher als im direkten Ausspielen der Qual und Marter selbst, das dem Genre des Horrorfilms nahe kommt. In der durchgehenden Beziehungsentwicklung zwischen Jesus und den beiden Frauen, die auch den „Lieblingsjünger“ Johannes einbezieht, liegt wohl das geheime Zentrum des Films. Anrührend die Hilflosigkeit der beiden Frauen, als sie nach dem Wegschleppen des fast zu Tode Gegeißelten das blutbespritzte Pflaster des Innenhofs der Marterstätte mit ihren Tüchern reinigen wollen – eine symbolische Suche nach Nähe zum Leidenden und Milderung seines Leidens.

Gibson zitiert mit seinen Einstellungen und Szenenarrangements christliche Bildtradition, nicht nur den mit seinen realistischen Darstellungen die Zeitgenossen schockierenden Michelangelo Caravaggio aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Aber Gibson wird hier und da in seinen Zitaten mit den Schauspielerinnen und Schauspielern und dem Kamerateam auch schöpferisch. Es könnte sein, dass er neue Bildmotive schafft, z.B. mit der vom Sujet her so bekannten, aber von ihm unerwartet gestalteten Szene des soeben vom Kreuz genommenen Sohnes auf dem Schoß seiner auf dem Boden kauenden Mutter.

Aber was ist mit der Sorge, Gibsons Film könne judenfeindliche Empfindungen wecken? Ein religiös eifernder Judenfeind wird in diesem Film Material und Nahrung zur Genüge finden. Und hier liegt die große Schwäche des Films. Sie ist im religiösen Eifer des Regisseurs begründet, der seine „Botschaft“ nicht versteckt und von ihr behauptet, dass sie nicht antijüdisch gemeint sei und der alle entsprechenden Anfragen an seine Vorlage, die Evangelien, weitergibt. Aber so einfach geht das nicht. Die Dramatik der Szene vor Pilatus im Hof des Statthalters Roms etwa geht eindeutig zu Lasten der Kreuzigung fordernden Hohen Rats und der Volksmenge. Auch die ausgespielte Herzenshärte von Vertretern des Hohen Rats angesichts der Geißelung und des Wegs nach Golgota sowie der Kreuzigung selbst kann antijüdisch aufbringen. Da hilft auch nicht das bisweilen zweifelnde Gesicht von Kajafas, der das Geschehen verfolgt und dennoch bei der Forderung der Kreuzigung bleibt. Eine Differenzierung trägt eher die Zeichnung des Simon von Cyrene ein. Der von den Soldaten zum Kreuztragen gezwungene (Kippa tragende) Simon wehrt sich zuerst heftig. Als er aber sieht, dass er sich nicht entziehen kann, hilft er. Und in der Hilfe für Jesus protestiert er gegen die Brutalität und den Sadismus der römischen Soldateska. Er will ihnen in die Arme fallen und erfährt seinerseits die Heftigkeit des ihn hasserfüllt niederbrüllenden Soldaten: „Judaeus!“ Hier steht der Jude Simon auf der Seite des Juden Jesus und erfährt römische Schmähung. Das erschwert den Antisemitismusvorwurf, heilt aber das Dilemma des Films nicht.

Seine Drastik gilt nicht nur der erlittenen Qual Jesu bei Geißelung, Dornenkrönung, Kreuzweg und Kreuzigung. Sie schafft sich auch in der Darstellung der sadistisch agierenden Soldateska der

Besatzungsmacht ihre Bilder. Hier spielt der Regisseur alle filmischen Mittel aus, so dass im Betrachter die Frage aufsteigt: „Was ist der Mensch? Und wozu ist er fähig?“

Von dorthier ist die Charakterisierung des Pontius Pilatus höchst zweifelhaft. Er wird freundlich gezeichnet – der grübelnde Zweifler und der anteilnehmende Zauderer, der an der Wahrheit interessiert ist. Gibson stützt sich auf das Pilatusbild des Johannesevangeliums, welches die Tendenz hat, die römische Seite von der Verantwortung für den Tod Jesu freizustellen. Jüdische zeitgenössische Quellen zeichnen einen historischen Pilatus voll Gewalttätigkeit, den Rom schließlich wegen seiner bössartigen und grausamen Maßlosigkeit aus Judäa und Samaria abberuft. Dieser, der historische Pilatus kommt im Film überhaupt nicht vor. Der Film liest das Johannesevangelium vielmehr als historischen Bericht und schert sich keinen Deut darum, was denn die fachwissenschaftliche Auslegung zum Römer-Bild des Johannesevangeliums erarbeiten konnte. Auch ist nicht zu erkennen, dass die differenzierende Sicht des Zweiten Vatikanischen Konzils in seiner Erklärung über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen und insbesondere zum Judentum den katholischen Regisseur erreicht hätte. Stattdessen bekräftigt Gibsons Pilatusbild eine nachbiblisch betonte Freundlichkeit so sehr, dass man fragt, wie ein solcher Philosoph auf dem Statthalterthron das Wüten seiner Soldaten ignoriert und zulässt. Hier birgt der Film einen seiner markantesten inneren Widersprüche.





Überzeugender ist die Darstellung des Judas gelungen, der sich zweifelnd für den Verrat entscheidet, dann aber von den Folgen seines Tuns eingeholt wird. Die Zweifel, Reue, Ängste, die ihn umtreiben, werden in einer Knabengruppe verkörpert, die Judas einen Berg hochjagt, auf dem er sich erhängt.

Gibson fabuliert in das Passionsgeschehen einen Satan hinein, den eine Frauengestalt darzustellen hat. Sie läuft mit, reagiert mimisch und gestisch auf das Geschehen, soll offenbar die Ursache der Passion Jesu vergegenwärtigen – und wirkt doch nur wie ein unverankertes, verlorenes Motiv. Diese feminine Figur verdankt sich der außerbiblichen Quelle Gibsons, nämlich der Niederschrift der Leidensvisionen der deutschen Ordensfrau Anna Katharina Emmerick (1774–1824) aus dem Münsterland. Ihre von Clemens Brentano ausgearbeiteten „Visionen“ genießen in gewissen fromm christlichen Milieus der USA eine erstaunliche Aufmerksamkeit. Ähnlich verloren wie die Satansfigur wirkt die Andeutung der Auferstehung und des Auferstandenen zum Schluss. Hier gleitet der Film mit dem makellosen Gesicht und ästhetisch gesäubertem Handmal Jesu in den Kitsch ab.

Insgesamt spielt Gibsons Film mit Sentiment, aber ist nicht sentimental. Die Drastik lässt keinen

Raum dafür. Sie weckt bei „religiös Unmusikalischen“ eher Schrecken, Entsetzen und Abscheu. Die Engführung des Films auf die Passion wird durch die zwischengeschobenen Einblendungen vom Abendmahl und sonstigen Begebenheiten aus dem Leben Jesu nicht aufgebrochen. Der Grund des Leidens wird in seinem religiösen Charakter nicht sichtbar. So tritt als sein Grund allein die Ablehnung oder der Hass des Hohen Rates hervor – eine fatale Verschiebung, welche antijüdische Instrumentalisierung bzw. Wirkung des Films befördert.

Es wäre ein kaum zu erwartender Erfolg eines Films, würde er die meist mit der Bibel unvertrauten Kinobesucher zu den neutestamentlichen Texten selbst hinführen. Man darf ihn in seiner positiven Wirkung nicht überschätzen, sondern hat mehr Grund zu befürchten, dass er die alte „Lehre der Verachtung“ gegenüber dem Judentum fortschreibt als diese durch eine wissende Haltung des Respekts, ja der Wertschätzung zu überwinden.

Dr. Hans Hermann Henrix ist Direktor der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen und Vorsitzender des Leiterkreises der Katholischen Akademien in Deutschland. Zugleich ist er Berater der Deutschen Bischofskonferenz für Fragen des Judentums.

Kult des Mel Gibson, Tag des Gerichts

Unter den zahlreichen internationalen Reaktionen auf „The Passion of the Christ“ fanden wir die Ansicht von Uri Klein in der israelischen Tageszeitung *HaAretz* (*galeria*) vom 26. März besonders interessant.

Der Kritiker sieht in der finsternen Entschlossenheit dieses Films, in seiner Glut, ja gewissermaßen seinem Wahnsinn die ebenso problematische wie verstörende Bedeutung eines wuchtigen Werks, das man keinesfalls leichtfertig und herablassend abtun sollte. Viele Nahaufnahmen und Zeitlupen verleihen ihm einen geradezu kultisch-rituellen Duktus. Fast, so Klein, werde man zum Teilnehmer an einem kultischen Ritual, einer schleppenden Prozession. Besonders im zweiten Teil, nach dem Todesurteil, meint man einer Direkt-, einer Live-Sendung, beizuwohnen. Inklusive deren Sado-Masochismus samt der eigenen voyeuristischen

Verführung dazu. Der Film transportiert spürbar Aktualität mit sich. Wobei der „philosophische“ Pilatus als die modernste Figur agiert. Die Bilder lassen im Zuschauer massiv zeitbezogene Assoziationen aufkommen, etwa an die Fernsehbilder sei es aus dem Nahen und Mittleren Osten oder sei es aus Afghanistan – einerseits also historische Erinnerung, andererseits Aktualität dessen, was sich heute abspielt. Geradezu ein Film fürs Jüngste Gericht, sagt Klein, ja, ein Film, der selbst ein Teil des Tags des Gerichts, *jom ha-din*, ist. Sein riesiger Erfolg verdankt sich den Antworten, die er auf die Fragen des 11. September 2001 zu geben scheint. Nicht nur Elemente von archaischen Kriegen um Religion und Kultur, Tod und Schrecken, sind hier gegenwärtig, sondern auch „Erlösung“ wird hier eingeknüpft und den Zuschauern angeboten.

Auf die naheliegende Frage, ob der Film antijüdisch sei, gibt Klein nur die Antwort, dass jeder seiner Aspekte problembeladen sei; also verwundere ihn auch die problematische Darstellung der Juden nicht. Sie sei nur ein „weiteres Symptom der vielen Symptome“ dieses erschreckenden, abstoßenden, sehenswerten Films.

red

Der Film wurde bisher in Israel nicht gezeigt, weil die Verleiher dort die Erfahrung gemacht haben, dass ein Kassenerfolg von „Jesusfilmen“ alles andere als garantiert ist, obwohl fromm-extreme Kreise durch lautstarke Proteste einige Aufmerksamkeit erzeugen würden.

Der Name Gottes und „seine Zahl“

Das dritte der biblischen Zehn Gebote lautet: „Du sollst nicht aussprechen den Namen des Ewigen, deines Gottes umsonst zum Falschen“ (Ex 20,7; Deut 5,11). Die jüdische Auslegung hat dieses negative Gebot auf unterschiedliche Weise verstanden, angefangen bei dem Verbot, mit dem Namen, „im Namen“ Gottes zu schwören. Und weiterhin hat sie es untersagt, Seinen Namen ohne wichtigen Grund zu nennen und auszusprechen – sowohl den Gottesnamen selbst, das Tetragramm, (das man zu umschreiben sucht mit „der Name“ und zu übersetzen als „der Herr“ oder „der Ewige“,) aber auch die verschiedenen Beinamen.

In allem aber tendiert die jüdische Tradition grundsätzlich dazu, zwischen göttlichem und menschlichem Bereich zu unterscheiden. Die Spra-

nungen Gottes und denen der rabbinischen Weisen gesellte sich der einflussreiche philosophische Ansatz des Maimonides: Er kämpfte darum, jedwede Verdinglichung aus dem Verständnis des jüdischen Glaubens zu entfernen. Das Ergebnis dieser und anderer kultureller Prozesse findet Ausdruck in der so achtungsvollen wie vorsichtigen Einstellung der jüdischen Kultur sowohl gegenüber Dem Namen Gottes selbst und Seinen Benennungen als auch zum Begriff vom „Namen Gottes“ selbst.

Dieser umsichtig reflektierte Umgang wird von dem rüden und reißerischen Titel einer Ausstellung des Jüdischen Museums Berlin: „10 + 5 = Gott“ missachtet. Zwar mag der Einsatz des Zahlenwerts zweier Buchstaben des Tetragramms auch in kabbalistischen Texten zu finden sein, doch hatten deren Spekulationen komplexe Voraussetzungen, basierend auf anspruchsvollen Überlegungen zum Zusammenhang von Zeichen, Zahl und realer Existenz. Eine Komplexität, die der schale Titel nicht widerspiegelt. Im Gegenteil, seine coole Platttheit stellt jüdisches Nachdenken über den Namen Gottes (angerufen, aber nicht ausgesprochen) und die Beziehung von Zeichen und Zahl auf die göttliche Wirklichkeit in einer lächerlichen – und lächerlich machenden – Art und Weise dar.

Berlin, dank Hermann Cohen und Franz Rosenzweig eine der Wegmarken der Vertiefung in die Bedeutung Des Namens, hätte es gut angestanden, wenn sich sein Jüdisches Museum um einen würdigen Titel für seine hübsche Show zur „Macht der Zeichen“ (25.02.2004 bis 27.06.2004) bemüht hätte.

che des Menschen breche nicht ein in das Heilige, sondern lasse dem Göttlichen seinen Raum. Nach dieser Auslegung bildet das Gebot: „Du sollst nicht aussprechen den Namen ..., deines Gottes, umsonst zum Falschen“ geradezu das Gegenstück zu der ebenso biblischen Feststellung „Sie (die Weisung Gottes) ist nicht im Himmel und nicht jenseits des Meeres“ (vgl. Deut 30,12).

In der hebräischen Sprache ist ein reicher Fächer von Bezeichnungen Gottes entstanden, und das auch deshalb, um den Gottesnamen selbst davor zu schützen, unmittelbar und unversehens zur Aussprache zu kommen. Zu den biblischen Benen-

Avriël Bar-Levav, Ph. D., Department of History, Philosophy and Judaic Studies, The Open University of Israel, Tel Aviv.

Dr. Richard Koch

„Was wäre das Salvarsan, wenn es nicht von einem Juden stammte?“*

Die Gegenwart sieht sich bereichert durch Autobiographien und Memoiren deutsch-jüdischer Persönlichkeiten aus den unterschiedlichsten Bereichen des Lebens und Wirkens. Nur ein sehr aufmerksamer und wohlhabender Sammler und Leser könnte sich alles dessen versichern, was in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht worden ist. Zukünftige Quellen für Historiker, gegenwärtig fesselnde Lektüre. Die Auswahl ist reich, auch wenn inzwischen die atemberaubenden Erzählungen vom nackten Überleben der Schoah den Löwenanteil der Erinnerung ausmachen – aber legen sie nicht alle auch Rechenschaft vom Überleben im Leben ab?

Das gilt auch für die fachlich profilierten autobiographischen Aufzeichnungen des Medizintheoretikers Richard Koch (1882 Frankfurt a.M. – 1949 Essentuki, Kaukasus). Außerhalb der Fachkreise ist sein Name nur den Kennern Franz Rosenzweigs und des Frankfurter jüdischen Freien Lehrhauses, deren Kontext und Freundeskreisen, vertraut. Rosenzweig spricht öfters von ihm, denn Koch betreute ihn seit 1921 als sein Arzt. Er veröffentlichte 1930 einen immer wieder zitierten Aufsatz über „Rosenzweig und seine Krankheit“. Auch seine frühe Polemik gegen die Buber-Rosenzweigschen Übertragung der Schrift ist nicht unbekannt. Nun, nach einer Sammlung von Äußerungen Kochs

und Rosenzweigs zu Leben und Tod** wird dieser enge Horizont überraschend erweitert durch Richard Kochs umfangreiche, in den letzten Lebensjahren im sowjetisch-kaukasischen Exil niedergelegte Erinnerungen.

Sie bringen das Leben, die beruflichen und persönlichen Wege wie die ärztliche Praxis Kochs (nur bis ins Jahr 1911/12 (womit er 1948 abbrach) an die Öffentlichkeit. Vereinsamt, unter zunehmendem Arbeitsentzug und in dürftigsten Verhältnissen geschrieben, haben sie glücklich überlebt und den Weg von der Familie über die Londoner Wiener Library in das Tübinger Institut für Ethik und Geschichte der Medizin gefunden. Es wäre schade, wenn nur medizinisch-geschichtlich Interessierte zu diesen ungemein farbigen Aufzeichnungen griffen.

Sie sind auch deutsch-jüdisch gesehen von größtem Interesse. Der medizinisch kaum Gebildete oder wenig Interessierte lässt sich zunächst auch von der Fülle der Beobachtungen und Erinnerungen an die Medizin und ihre Koryphäen zu Beginn des 20. Jh., den Positivismus und die Technikbesessenheit, ihre Defizite, Niederlagen und Fortschritte in Bann schlagen.

Diese erstaunlich frisch wirkenden Niederschriften eines aus doppelter, zeitlicher und räumlicher, Distanz Zurückblickenden nehmen oft solche Konkretion an, dass einen dieser Blick in die Vergangenheit verwirren könnte: Einerseits wirkt jene Zeit sehr fern, mutet aber andererseits immer wieder als keineswegs vergangen an – Zustände, Techniken, Moden, Entdeckungen aus den unterschiedlichsten Bereichen der Medizin, in denen Koch famuliert, gelernt, gewirkt hat. Das bietet auch dem Nicht-Mediziner eine lehrreiche und abwechslungsreiche Darstellung, die zusätzlichen Reiz daraus bezieht, dass sie zig bekannte wie unbekannte Ärzte porträtiert oder nur en passant charakterisiert. Mit stets scharfer Beobachtungsgabe, die taktvoll, human, unverbraucht und ohne Klischees arbeitet. Markante Charaktere, wie es sie heute, so genießt es der Leser, nicht mehr geben kann? Kochs Beziehungen zu diesen Repräsentanten als Theoretiker, Praktiker und als bewusster Jude, auch seine privaten Liebesbeziehungen sind plastisch erzählt. Im persönlichen Bereich geschieht das fast ohne Selbst(kritische)-Reflexion, anders als bei der Medizin als solcher in ihrer Praxis und Ethik. Mancher wird sich über die fast naive Offenheit wundern, mit der Koch die intime private Welt, wengleich

Paul Ehrlich, Erfinder des Salvarsans, in seinem Arbeitszimmer im Institut für experimentelle Therapie, Frankfurt





sie immer mit der Arbeit verflochten war, hier Revue passieren lässt. Es ging ihm wohl darum, seine Erinnerungen an den Beruf und dessen Welt im verlöschenden Leben so klaglos wie zügig niederzuschreiben, so dass die Kraft seiner Reflexion allein diesem Lebensthema gewidmet bleibt. Sein Augenmerk gilt dem Wesen und den Idealen, den Aufgaben der Medizin in ihrer individuellen Verwirklichung und ihrem Scheitern durch den Arzt, dem Beziehungsnetz, den Wirkungen der Hierarchie und des Kampfs um die Stellen, um die Karriere; verschiedenen Typen von Ärzten, Veränderung in den Behandlungs- und Heilungsmethoden, den eigenen Erfahrungen als lernender und leitender Arzt, den facettenreichen Lernetappen des angehenden, mutigen (auch leichtsinnigen) Praktikers. So finden sich erzählende Partien und grundsätzliche Überlegungen zu den verschiedensten klinischen Bereichen, nicht zuletzt der Frauenheilkunde und Geburtshilfe – eine lehrreiche Vergegenwärtigung der Medizin am Ende des 19., Anfang des 20. Jh. Vieles davon ist durchsetzt mit Reflexionen über die eigene Situation, die sich entwickelnden eigenen Auffassungen, sowie das grundsätzlich vorgegebene und das individuelle Verhältnis von deutschen Juden und Nichtjuden zueinander. Hier liegt ein besonderer Wert der Memoiren.

Über 1200 Seiten maschinenschriftlicher Abschrift waren der Auswahl zu unterziehen. Dabei fielen die Ausführungen über die Genealogie der Frankfurter Familien (Koch, Epstein, Schiff), wie auch manche zu Judentum und Juden fort, doch vertrauen wir der Versicherung der Herausgeber, vieles davon sei mit gleicher Aussagekraft in den abgedruckten knapperen Passagen enthalten. Ihr Versprechen allerdings, man könne auch andere Teile der Autobiographie im Internet lesen, wartet schon seit dem Jahr 2001 auf seine Einlösung. Das ist bedauerlich, und so ist das Buch ein wenig zu sehr auf das Interesse der Reihe „Medizin und Philosophie“ hin ausgerichtet. (Auch die knappen Anmerkungen fallen außerhalb des medizinischen Bereichs, jüdisch etwa, eher schwach aus.)

Immerhin finden sich noch zahlreiche Ausführungen zu Juden und Judentum, stets konkret an Familie, Lehrern, Kollegen und Freunden festgemacht. Sie zeigen nicht nur individuelle Originalität, sondern sind oft von allgemeinerem Interesse. Sie sind anregend, auch und gerade wenn sie sich der Distanz von „1900“ und „1945“ verdanken;

der Distanz zwischen dem Deutschland vor der NS-Zeit und dem Kaukasus nach der deutschen Okkupation von 1942/43, (vor der Koch nach Georgien floh), nach dem Wissen vom deutschen Genozid an den europäischen Juden. Das alles macht sie nur umso packender, denn der Leser hat, wenn auch nicht stets bewusst, seine Frage nach der Differenz zwischen den Einsichten der jungen Jahre Kochs und seiner späten Reflexion vor Augen.

Richard Koch beeindruckt mit soziologisch aufmerksamen Beobachtungen der Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Ärzten, zwi-



Richard Koch, *Zeit vor Eurer Zeit*. Autobiographische Aufzeichnungen. Hrsg. von Frank Töpfer / Urban Wiesing (Medizin und Philosophie 8). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 2004, kart. 496 S. Euro 68.

schen Juden und „Ariern“, Bürgern und Adligen, Arbeitern und verelendendem (Berliner) Mittelstand. Auch die Schwesternschaften und ihre Praxis erfahren Beachtung, Diskussion und viel Anerkennung, wie überhaupt Koch sehr direkt ist und zugleich ein taktvolles, offenes Herz hat und die Souveränität seiner Porträts nicht wenig an reifer Noblesse verrät. Man darf behaupten, dass nahezu alles, was Koch über Juden und Judentum in die Feder kam, Beachtung erheischt, denn es ragt weit über das hinaus, was andere aus vergleichbaren bürgerlichen Milieus Stammende zu sagen wissen. Es nimmt sich einerseits „frankfurterisch“ familiär aus; es entspringt der reichen Erfahrung im Umgang mit arrivierten und jungen Ärzten, Hausärzten alten Schlags, mit Freunden und Chefs, mit Patienten – ein nicht religiös zu nennendes und jüdisch nur wenig bewusst gebildetes, doch ein mit reicher, familiär vermittelter Tradition ausgestattetes, selbstbewusstes und dabei selbstverständlich weltoffenes Judesein.

Richard Koch ist ein auch heute ernstgenommener Pionier der Suche nach dem Wesen der Medizin und ihrer Ausübung. mb

Kalonymos wird in seiner nächsten Ausgabe einen unbekanntem Text von Richard Koch aus dem Jahr 1935 veröffentlichen.

* Johannes Schürer zum Kollegen Koch

**Frank Töpfer/Urban Wiesing: Richard Koch und Franz Rosenzweig. Schriften und Briefe zu Krankheit und Tod, Münster 2000.

Buchlese

Meine Sprache gibt Gott nicht her

„Ich habe meinen Büchern beigebracht, klüger zu sein als ihr Verfasser“ lässt der Denker in Aphorismen hier einmal (s)ein Ich schreiben. Ihren Lesern können Benyoëtz' Bücher beibringen klüger zu werden, im Sinne des „Finden macht das Suchen leichter“, seines jüngsten Bündels, „Poesinn“, „Lichtleicht“, „Ohnmacht ist brutal. Ein Intermezzo“ und „Imgleichen oder: Gottum“ geheißen samt unscheinbareren Untergliederungen und Übertitelungen wie „Merkwürde“ oder „Wirkwörtlich“.

Kein Aphorismus ist von einem Punkt abgeschlossen, sondern entlässt seine Leser in die raumfüllende Leere der Seiten, so ihn auffordernd, das



Elazar Benyoëtz, Finden macht das Suchen leichter. Carl Hanser Verlag, München 2004, 254 S. ISBN 3-446-20471-7.

Wort auszukosten, dem Gedanken nachzuhängen, umzuschreiben oder auszuhalten, ihn sich einzuverleiben und aufzuheben – viele Möglichkeiten lassen sich andenken und wenige ausdenken. Denn Benyoëtz bietet vieles, einen jeden anders ansprechend und anregend; ganz selten nur ergreift einen Unbehagen, wenn der Esprit überwürzt scheint. „Was zum Tragen kommt, wird auch schleppend“, „Urheber sind Schwergewichtler“. (Das ist die dem

Funken gemäße Gefährdung: wenn Ablehnung, dann blitzschnell).

Der Israeli Benyoëtz ist und bleibt also ein geistreicher Erneuerer einst (und potentiell stets) griffiger, aber abgeplatteter Wendungen, die er behutsam aufgreift, bespricht und körperreich runderneuert wieder ins Spiel gibt: „Für sich eingenommen, ist mehr als erobert“ oder „Geht man zu weit, kommt man zu kurz“ und „Für einen langen Weg sind auch abwegige Gedanken gut“. Damit aber lässt Elazar Benyoëtz die deutsche Sprache nicht in Ruhe; sie fordert ihm, er fordert ihr immer mehr ab. Seine Gedanken gewinnen Tiefenschärfe und Resonanzraum, wenn er sie intertextuell hebräisch, biblisch und midrashisch vernetzt auftreten lässt – unter der Signatur Kohelet, des „Predigers“, mit Jona (Taub und Wal, S. 210), und wenn er, vielfach gebrochen, diskret, biblische und nachbiblische Quellen anspielt und umspielt – ein schöner Zug der Zurückhaltung und des Vertrauens auf den Leser, dem sein Denken weil sehr persönlich oft nahe tritt – besonders auf den Seiten des „Intermezzo“ und von „Imgleichen oder: Gottum“. („Im Judentum ist noch der größte Abstand intim“). Benyoëtz' Denken ist nach innen und nach außen gerichtet, geschichtsgeprägt und seelenmystisch-meditativ. „Die stärkste Bewegung des Denkens – sein Kreisen um Gott“. „Gott – die größte Zuschreibung“ und „Von Gott kann man nur vermessen sprechen, doch ist es ein Maß“. Die Grenzen des Aphorismus überspringend: „Meine Sprache gibt Gott nicht her“.

Eine Sammlung subtiler und feinsten Denkbewegungen – der eigenen, der angestoßenen und ausgelösten des Lesers. Man hat sich an dies fortwährende Entlassenwerden mit und aus einem Gedanken, dem nächsten und ungezählten folgenden erst zu gewöhnen. Nicht dass man nicht ein Dutzend davon, nur milde interessiert, überlesen dürfte und könnte – aber ihr Haken zieht sich unmerklich fester. Erst wenn man einen Aphorismus um den anderen und bis zum Überdruß gelesen hat, tritt die Bereitschaft sich einzudenken auf den Plan: Mit dem erholsamen Zurückfallen in die kaum mehr gewohnte Verlangsamung des Lesens. Die Fähigkeit findet sich ein, einem Gedanken nachzuhängen, ihn sich um- und ihn sich zuzudenken. Die leichte Besorgnis ihn fallengelassen zu haben und zu suchen, da er ohne Netz und doppelten Boden, ohne Punkt und Fußnote, stillschweigend seinen Platz im Buch eingenommen hat, „Trachtgut“. Die Wahrnehmung weitgespannter Zu-

IMPRESSUM

Herausgeber Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg ISSN 1436-1213

Redaktion Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Harald Lordick
Assistenz Alexandra Bertram **Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick

Anschrift der Redaktion

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos
Spendenkonto 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

sammenhänge des Ganzen. Die Entdeckung, dass sein Gespinst eigenwilligen Gesetzen folgt, die einen nicht bestätigen und nicht im Warteraum des Selbst abholen. Und darum verwandelt es die uns abgeforderte Zeit in Erstattung von Eigenleben, wenn sich ein Gedanke fortzeugt. So sind diese „Aphorismen – Prosamen“.

mb

Baltikum

„Jeder Name kündigt von einem Menschen“, so schließt Bundespräsident Johannes Rau sein Vorwort zum *Buch der Erinnerung*, das die Herausgeber nach einer jüdischen Initiative des Jahres 1938 benannten: das damals geplante „Sefer Sikaron“ sollte Informationen und Bildmaterial der deutschen jüdischen Gemeinden enthalten, wurde aber von den Nationalsozialisten verboten. Von mehr als 31 000 Menschen berichtet das Gedenkbuch, Namen von deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, die vom NS-Regime ins Baltikum deportiert und dort zumeist ermordet wur-

mit ihnen, dass Empathie für das Forschungsthema den wissenschaftlichen Zugang nicht zu beeinträchtigen braucht. Paucker, im Berlin der dreißiger Jahre als Kind einer assimilierten jüdischen Familie aufgewachsen, 1936 nach Palästina emigriert, war mehr als vier Jahrzehnte Direktor des Londoner Leo Baeck Instituts (1959–2001).

Sein Hauptinteresse gilt der Erforschung des jüdischen Abwehrkampfes und Widerstands gegen den Nationalsozialismus, Phänomene, die in der



Arnold Paucker: Deutsche Juden im Kampf um Recht und Freiheit. Studien zu Abwehr, Selbstbehauptung und Widerstand der deutschen Juden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Bearb. v. Barbara Suchy. Mit einer Einführung v. Reinhard Rürup. Teetz: Hentrich & Hentrich 2003. ISBN 933471-46-X. EUR 24,80



Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden. 2 Bände. Bearbeitet von Wolfgang Scheffler und Diana Schulle. Hrsg. vom „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.“ und dem „Riga-Komitee der deutschen Städte“ gemeinsam mit der Stiftung

„Neue Synagoge Berlin- Centrum Judaicum“ und der Gedänkstätte „Haus der Wannsee-Konferenz“. München: Saur Verlag 2003, 1072 Seiten. ISBN 3-598-11618-7. 148 EUR

den; nur wenige überlebten, und auch über ihr Schicksal wird der Leser informiert. Das zweibändige, durchgehend zweisprachige (dt.-engl.) Werk gibt sehr sachkundige Auskunft über die einzelnen Deportationen, die nach Litauen, Lettland und Estland gingen, und dient damit nicht allein dem Gedenken, sondern sollte auch für lokalhistorische Forschungen von hohem Interesse sein.

hl

Handverlesen

„Deutsche Juden im Kampf um Recht und Freiheit“ betitelt Arnold Paucker die Neuausgabe eigener Aufsätze aus dreieinhalb Jahrzehnten, und zeigt

historischen Forschung lange unterschätzt wurden. „Was mich dazu antrieb, die Widerstandsforschung zu intensivieren und auszuweiten, war die ungerechtfertigte These von der jüdischen Passivität unter der NS-Diktatur. Sie hat mir immer besonderen Kummer bereitet, nicht zuletzt, weil mir einige Menschen persönlich bekannt waren, die die jüdische Auflehnung gegen die faschistische Unterdrückung verkörperten und ihre illegale Arbeit gegen das NS-Regime mit dem Leben bezahlten. Daher habe ich es als meine Aufgabe betrachtet, den Widerstand in die deutsch-jüdische Geschichtsschreibung zu integrieren.“ Als Zeitzeuge greift Paucker, da, wo es Sinn macht oder Not tut, auf die eigenen Erfahrungen zurück, mit der gebotenen kritischen Distanz und als „Repräsentant einer ganzen Gruppe britischer Historiker deutsch-jüdischer Herkunft, die es als eine besondere Verpflichtung empfunden hat, die Geschichte ihrer untergegangenen Gemeinschaft zu schreiben.“ Arnold Paucker schließt den Band von zehn Aufsätzen mit einem hier erstmals veröffentlichten Text, der aus seinen Erfahrungen und Erinnerungen schöpft, ein autobiografischer Rückblick, ein lebendiges und spannendes Stück Wissenschaftsgeschichte.

Preisgünstig, geschmackvoll gestaltet, mit einem kundigen Vorwort von Reinhard Rürup: die vom Autor handverlesene Sammlung ist zweifellos eine lohnenswerte Anschaffung.

hl

Mitteilungen

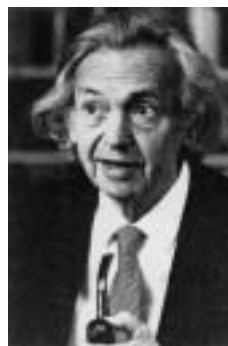
Der erste Teil des „Biographischen Handbuchs der Rabbiner“ der die Rabbiner der Emanzipationszeit 1781–1871 vorstellt und zugänglich macht, stieß bereits auf ein reges internationales Interesse und erfährt eine wachsende Resonanz. Der zweite Teil wird derzeit am Steinheim-Institut weiterbearbeitet, der Weiterförderung durch die DFG entgegensehend. Dieser Teil der rabbinischen Prosopographie nimmt nun jene Rabbiner auf, an die 900 Namen, die zwischen 1871 und 1943 ihr rabbinisches Amt im deutschen Reich antraten. Umfangreiches Quellenmaterial für diese Zeit liegt in den Archiven in Europa, in den Herkunftsländern der späteren Rabbiner und an ihren Wirkungsorten, aber auch – angesichts der zahlreichen Emigranten – in den USA, Lateinamerika und Israel. Die Fülle der Quellen bringt jedoch großen Klärungsbedarf und Aufwand mit sich, denn sie liefert weitaus mehr widersprüchliche Angaben über Orte des Wirkens, über Lebens- und Amtsdaten als es für die Früheren der Fall ist.

Rabbiner als Vermittler neuer Ideen, Mittler zwischen Fraktionen, Streiter und Schlichter, Denker und Redner, Autoritäts- und Vertrauenspersonen, Seelsorger, „Sozialarbeiter“ und Wohltäter – mit diesem weiteren Band wird die Gesamtübersicht über den **Berufsstand des Rabbiners** im mitteleuropäischen Kulturbereich vervollständigt, die sich von den Anfängen seiner Institutionalisierung bis in die Zeit der Vernichtung erstreckt und die den Facettenreichtum des Lebens der jüdischen Gemeinden und die Wechselfälle der Historie in religiöser, kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht in 2900 Personen widerspiegelt.

Katrin Jansen

„Stille Helden“ in Nordrhein-Westfalen: dazu zählt auch das Ehepaar Marie und Hermann Nieten. Am 9. November 1944 retteten sie ihren Vermieter Julius Levi vor der Gestapo, versteckten ihn fortan bei sich, so dass er den Terror des Nationalsozialismus überlebte. Unsere Mitarbeiterin Dr. Barbara Kaufhold konnte dieses Geschehen für die soeben von Ulrike Schrader veröffentlichten Unterrichtsmaterialien „Papa Weidt“ darstellen, aus ihren aktuellen Forschungen schöpfend. Ihre „Geschichte der Juden in Mülheim an der Ruhr“, die Zeit der frühen Anfänge bis 1945 umgreifend, sieht ihrem

erfolgreichen Abschluss entgegen; im Spätherbst 2004 erscheint die reich bebilderte Darstellung im Klartext-Verlag, Essen. Ein Ziel war es, den **Schicksalen der Menschen nachzuspüren**, Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen. Der Band kann dabei von zahlreichen Hinweisen (auch von Kalonymos-Lesern) profitieren und wird ergänzt durch einen Beitrag von Michael Brocke zum jüdischen Friedhof Mülheim sowie von Gerhard Bennertz zur Person von Otto Kaiser, der Religionslehrer der Gemeinde war, aber auch rabbinische Funktionen ausübte. *hl*



Wilhelm Unger

Tatkräftige Mithilfe bei Pflege und Ausbau unserer Bibliothek erhalten wir durch Notburga Verholen. Sie kann dank finanzieller Förderung von Frau Meret Meyer (Bern), der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte sowie der Bundesarbeitsagentur ein Jahr lang angestellt werden. Dr. Konrad Schilling sei für sein Engagement bei der

Vermittlung der Förderung gedankt. Frau Verholen katalogisiert die „Unger-Bibliothek“, benannt nach dem Kölner Schriftsteller, Essayisten und Theaterkritiker Wilhelm Unger (1904–1985), der in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag begangen hätte. Seine ca. 10000 Bände umfassende und ein **breit und tief gebildetes literarisches Interesse spiegelnde Bibliothek** hat Meret Meyer 1999 dem Steinheim-Institut als Dauerleihgabe überlassen; die schöne Bibliothek ziert unsere Flure und Räume, und sie ist auch allen Interessierten durch den Katalog auf unserer Homepage zugänglich. *hl*

Das Salomon Ludwig Steinheim-Institut freut sich, die diesjährige Jahrestagung der **AG Jüdische Sammlungen** zu veranstalten. Von Dienstag 7. bis Freitag 10. September 2004 soll bei dem Treffen, neben einem örtlichen Kulturprogramm, die Präsentation und Diskussion aktueller Projekte im Vordergrund stehen. Anmeldungen erbitten wir bis 30. Juni 2004, ein Formular und weitere Informationen stehen unter www.steinheim-institut.de zum download bereit.



Ulrike Schrader: Blindenwerkstatt Otto Weidt. Arbeitsmaterialien für den Unterricht. Unterrichtsmaterialien zum Bilderbuch „Papa Weidt. Er bot den Nazis die Stirn“ von Inge Deutschkron und Lukas Ruegenberg, Wuppertal 2004. ISBN 3-9807118-5-4. EUR 5